Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 9

Artikel: Sebulon [Fortsetzung]

Autor: Fankhauser, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635295

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 9 — XI. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 5. März 1921

Unblutiger Krieg.

Von Alfred Huggenberger.

Zu Blydegg auf dem hohen Stein,
Da saßen sie beim roten Wein,
Die Herrn vom Sißgau hochgemut,
Aus Elsaß mancher Ritter gut.
Die Becher klangen in der Rund';
Sie schwuren einen steifen Bund:
„Das böse Bern muß fallen!"

Herr Reystein, der saß obenan:
„Viel hat er uns zu Leid getan,
Der Mutz, der mit den Klauen scharf
Zu Laupen uns darnieder warf,
Mit Adelsblut sein Wappen malt,
Das werd' ihm trefflich heimbezahlt
Mit Zins und Zinseszinsen!

„Ihr habt gehört die gute Mär,
Das trotz'ge Nest, fast steht es leer:
Es hat die Pest hinweggerafft
Den Kern der frechen Bürgerschaft.
Leicht nehmen wir die Tore ein;
Mein Sixtlein! Nicht ein einz'ger Stein
Soll auf dem andern bleiben!"

Die Becher gaben stärkern Ton;
Zum Aufbruch mahnte mancher schon,
Der Hof von Waffenlärm erklang:
„Heiho! Was säumen wir noch lang?"
Und jeder wollt' der Erste sein.
Da ritt durchs Tor ein Bote ein
Auf schweißbedecktem Pferde.

„Der Graf von Greyerz schickt mich her.
In seine Hürden brach der Bär,
Vierhundert stark — da schirmt kein Wall,
Zwei Festen bracht' er schon zu Fall.
Und bleiben eure Banner fern,
So muß mein Herr — er tut's nicht gern —
Zum Frieden sich bequemen."

Die Herren sahn einander an,
Um ihre Kampflust war's getan.
„Bedenk' ein jeder, was er tut —
Zu viel noch sind der harten Brut!"
Und einer nach dem andern jetzt
Macht still sich weg, ritt unverletzt
Nach Haus zu seiner Frauen.

Sebulon.

Novelle von A. Sankhauser. 2

Wir kamen auch auf den Schulplatz. Aber Sebulon hatte keine Ohren. Selbst als ich laut schrie: „Sebulon, jetzt sind wir auf dem Schulplatz," selbst dann regte er sich nicht. Schon nahte sich die Spitze der Schar lärmend dem Eingang und Sebulon war halb am Brunnen vorübergeschritten, am Taufbecken vorbei, und schon trennten sich die meisten der Schreier, da geschah etwas Unerwartetes.

Sebulon stand still, sah ins Taufbecken, sah dann um sich, und alle standen still und schauten voll Erwartung auf das kommende Schauspiel. Sebulon schien auf den Boden zu starren und keinen zu sehen. Aber darauf tat er einen kleinen Schritt seitwärts, packte einen Jungen, der ihm zunächst stand, stemmte ihn mit beiden Händen hoch über den Kopf und senkte ihn langsam unter die Brunnenröhre. Der Ausgewässerte schrie erbärmlich, und die Gesellschaft brüllte: „Es ist der Falsche. Hier ist der Rechte."

Sebulon wußte es besser. Er ließ das Taufwasser ordentlich über den Scheitel des Schreiers laufen und kümmerte sich um kein Geschrei. Zwei Freunde des Unschuldigen liefen heran und überschütteten Sebulon von hinten mit einem Schwall von Wasser.

Sebulon spürte nichts, verrichtete sein Amt, bis er dachte, das Wasser werde wohl gewirkt haben, stellte den zwischen Lachen und Heulen Schwankenden sachte ab und schritt gemächlich durch die offene Türe. Ich sah ihn verschwinden und schlich mit meiner Klasse, mit den Kleinen dorthin, wo Sebulon nicht mitkam. Er zählte zu den Großen. Wir zählten nicht mit.

Es war also sicher: Ich sollte nicht getauft werden. Heute nicht und alle Tage nicht. Sebulon wollte mich nicht anpacken, nicht untertauchen, nicht auf den Kopf stellen, nicht durchhauen. Er taufte die allermeisten und ließ keinen einzigen unbedroht durch. Mich schaute er nicht an. War ich zu gering, zu dünn, zu zierlich? Schaute ich gar zu furchtsam drein? Lachte er insgeheim, weil ich seinen Namen trug und dabei ein solcher Störpel war?

Ich wußte nicht warum und erfuhr es nie.

Aber sicher war: Er hielt es nicht der Mühe wert,

mich anzusehen. Das erfuhr ich einige Tage darauf ganz deutlich. Es war am frühen Nachmittag. Ich wollte eben das Haus verlassen. Aber da der Mann im untern Stock, der Sattler, ein wahres Wirrwarr von Kuh- und Pferdegeschirren vor seiner Tür aufgestellt hatte, blieb ich länger als gewöhnlich vor seiner Pforte stehen und besah mir das Lederzeug, das da in der heißen Sonne frisch geschmiert, und mit Appretur um die Wette trocknete und stank.

Verträumt, ein wenig schwermütig strich ich unter den verwickelten Verhängen und zwischen den beladenen Tischen durch, hatte meine eigenen Gedanken und plante weder Gutes noch Böses. Ich sah, der Mittag lag in den Gassen. Kein Junge ließ sich sehen. Es war zu heiß. Kein Fuhrmann fuhr vorbei mit hochbeladenem Wagen. Summen klang in der Luft. Das waren die Bienen. Sie schafften allein. Ich überlegte mir, daß der Nachmittag sehr heiß sein werde, die Schule also eine Qual und überdies umsonst. Wer wollte bei dieser Hitze lernen. Vielleicht wäre es ratsam, heute einmal zu schwänzen.

Wolkenschatten querten bisweilen die heiße Welt. Seufzend kroch ich dann ein Stücklein weiter, sah nicht auf und dachte nichts weiter. Aber auf einmal kroch ein Wolkenschatten gegen meine Füße, der hatte die Gestalt eines Menschen und schob seinen eirunden Langschädel hastig vor. Und dem Schatten kam ein Mensch nach, schritt den schmalen Durchpaß zwischen den Geschirren des Sattlers bis zur Tür hinüber, stellte sich breit zwischen die Pfosten und sprach drei Worte: „Wollte das Geschirr."

Nur drei Worte. Und schaute dabei in den Boden hinein und senkte die Stirn wie ein Stier zum Stoß. Also Sebulon wollte das Geschirr. Ich stand auf, denn wenn der Sattler mich unter den Geschirren fand, fing er an zu schelten. Und das sollte Sebulon nicht anhören.

Unschuldig und ahnungslos nahm ich am Eckpfosten Platz, betrachtete den Stummen, der unbeweglich einwärts starrte, auf den Sattler wartete, aber kein Wort mehr hervorbrachte. In mir ging ein Auf und Nieder an: Soll ich ihn ansprechen? Soll ich schweigen?

Ich hustete. Er rührte sich nicht. Ich ließ meine Marmeln fallen. Er sah sich gar nicht um. Dann stieß ich mit den Absätzen leise gegen die Hauswand. Mehrmals, aber ohne Erfolg. Ein hartnäckiger, aber aufregender Kampf um Sehen und Nichtsehen begann. Er war so aussichtslos wie Esels Fleiß beim Einmaleinslernen.

Sebulon schwankte wohl einige Male und verlegte sein Gewicht auf den andern Fuß, wenn er müde wurde, aber er wartete gelassen auf den Meister, wartete, bis er kam, nahm sich nicht die Mühe, ein zweites Mal zu rufen, dachte sich wohl, es werde genügen, was er gerufen: „Wollte das Geschirr", hustete auch nicht und scharrte nicht mit den Füßen. Mochte ihn der Meister irgendwann erspähen, mochte er das auch nicht... was kümmerte das den Sebulon...

Der Sattlermeister ließ nach einer Weile seine Nähmaschine ruhen und nahte sich der Tür. „Grüß dich," sagte er; „wolltest scheints das Geschirr."

Sagte Sebulon nun ja? Bewahre. Sebulon sagte kein Wort. Er hatte schon gesprochen, was vonnöten, und wie es schien, hatte der Sattler verstanden. Was gab es da lange zu berichten?

Der Meister machte sich an einem der Tische zu schaffen. Sebulon schritt ihm gemächlich nach und sah seinen Händen zu, wie sie Riemen und Stricke, Schnallen und Zierscheiben zusammenpackten, festschnürten und schließlich mit Behutsamkeit hoben, prüfend, ob auch kein Zipfel herunterfallen werde. Dies alles sah Sebulon an, und ich stand ganz nahe dabei, hatte Herzklopfen und sah ihm ins Gesicht. Ich hätte ihn an den Armen fassen können, hätte ihm ins Ohr schreien können: „Sebulon, ich bin da. Warum hast du mich nicht taufen wollen? Bin ich dir vielleicht zu gering?"

Doch der große Sebulon verwandte keins seiner finstern Augen von den Händen des Sattlers, und ich trotzte bei mir selber: „Siehst du mich nicht an, so red ich dich nicht an." Aber der Trotz war nicht so fest. Zweimal rutschte ich an der Wand hin und her, und das Rutschen war eine leise Ansprache: „Siehst du denn nicht, daß ich da bin. Ich und du, wir haben den gleichen Namen, und wenn ich auch klein und gering bin, mein Vater ist stark, und ich bin jünger als du. Was kann ich dafür, daß du Verdingbub geworden bist? Brauchst mich deswegen nicht zu verachten. Sebulon, siehst du nicht, daß ich da bin?"

Das war eine sonderbare unausgesprochene Ansprache. Er schien kein Wort zu hören, keine leise Ahnung ging ihm auf, daß ich hinter ihm stand und heimliche und leidenschaftliche Dinge über ihn dachte.

„Du, Sebulon, dein Urahn war mein Urahn, und er war stark und reich. Stark wie du. Daß du Verdingbub bist, das kommt davon her, daß dein Vater das Seine vertrank. Weißt du, daß ich deswegen nur noch größeren Respekt vor dir habe?"

Fände ein Knabe Worte für das, was er fühlt, er würde der größte Dichter der Welt sein. Aber vielleicht sind seine Gefühle nur deshalb so stark, weil sie noch nicht Worte gefunden haben... Ich fühlte eine heiße Freundschaft für den Jungen, weiß nicht, ob ein so starkes Gefühl sich in meinem Leben wiederholen kann.

Sebulon gab nicht auf mein Rutschen acht. Ich roch seinen Schweiß. Er duftete stark und zwischen dem Lederduft immer noch erkennbar. Ich sah auch: Seine Kleider glänzten vor Schmutz und dünsteten neben dem Schweiß ihr besonderes Gerüchlein aus. Die Weste besaß fünf Knopflöcher und drei Knöpfe, Franzen wildester Sorte unter den Armen, außerdem einen Phantasiesaum besonderer Art. Auch franzten die Taschen an der Innenseite, die Hosen aber glichen einer Art Panzerrüstung, und es wurde ihnen schwer, die Beugung des Beins mitzumachen. Sie hatten im dauernden Dienst die Biegungsnarben in der Kniegegend mit dem wachsenden und im Wachsen polierten Klebestoff mitbekommen... Verdingbubenhosen waren es. Vielleicht verschwinden sie einmal aus der Welt, wenn Sebulon und sein Geschlecht längst nicht mehr sind.

Vielleicht verschwindet auch einmal das Hemd des Verdingbuben: Die Brust ist ein Sack, die Aermel laufen bis nahe an die Finger, wenn sie nicht aufgestülpt werden. Denn es ist das vertragene Hemd eines Großen. Vielleicht war es seines Vaters Hemd, fuhr mir durch den Sinn.

Plötzlich fiel mir auf, ganz zuletzt erst, es war merkwürdig, wie spät und wie plötzlich: Sebulons Haare waren braun und glanzlos wie die Haare einer braunen Kuh.

Halb schimmerten sie wie die vornehmste Seide, halb stießen sie ab und erschienen verstaubt und übelriechend. Gleiche Farbe hatten die Brauen und der leichte Flaumschnurrbart mitbekommen. Sie wirkten sehr auffallend, denn das ganze Gesicht war gleichmäßig weiß, ohne Wangenrot und ohne jede Bräune, und doch war es hoch im Sommer.

Es kann geschehen, daß einer vor lauter innerer Aufregung zu sprechen beginnt, wider seinen Willen, und so erging es in diesem Augenblicke mir. Bevor ich etwas dabei dachte, entfuhren mir die Worte: „Willst du das Geschirr nach Hause tragen?" Kaum war der Satz heraus, so hielt ich an mich. Denn nun tat Sebulon endlich eine Bewegung gegen mich. Er wandte leicht den Kopf. Aber seine Augen schienen nur meine Fußspitzen zu suchen. Dann glitten sie wieder zum Meister und zu seinen geschickten Händen hinüber.

Allein mir war, meine Frage erhalte dennoch eine Antwort. Denn als nun der letzte Riemen festgeschnallt war, die letzte gelbe Zierscheibe untergeschoben und die Stricke festgewickelt, da ergriff mein Namensvetter mit zwei Händen, fest wie Tiertatzen, den Kummet, stemmte ihn, wie vordem den Taufkandidaten bis gerade über seinen Kopf, ließ ihn auf die Achsel niedergleiten, als ob es ein Flaumkissen sei. „Adje", sagte er trocken, daß man es kaum verstand, machte kehrt und schritt davon, noch viel gemächlicher als sonst.

Ich sah es wohl: Das Spiel mit der Leichtigkeit des Kummets und die besondere Bedächtigkeit im Abgang galten ein wenig mir und meiner vorlauten Frage. Wie ein ungehörtes Brummen schien es mir: „Tragen? Was denn sonst?" Aber nun schritt er davon und ich sah ihm nach, sah nicht, wie der Meister neben mir stand und mich lächelnd betrachtete. Als Sebulon oben in der Dorfgasse verschwand, und ich seufzend meiner selbst gewahr wurde, schrak ich wie auf böser Tat zusammen. Und erst nachträglich verstand ich den Scherz des Meisters: „Mußt noch manches Stück Brot essen, Bub, bevor du das nachmachst!"

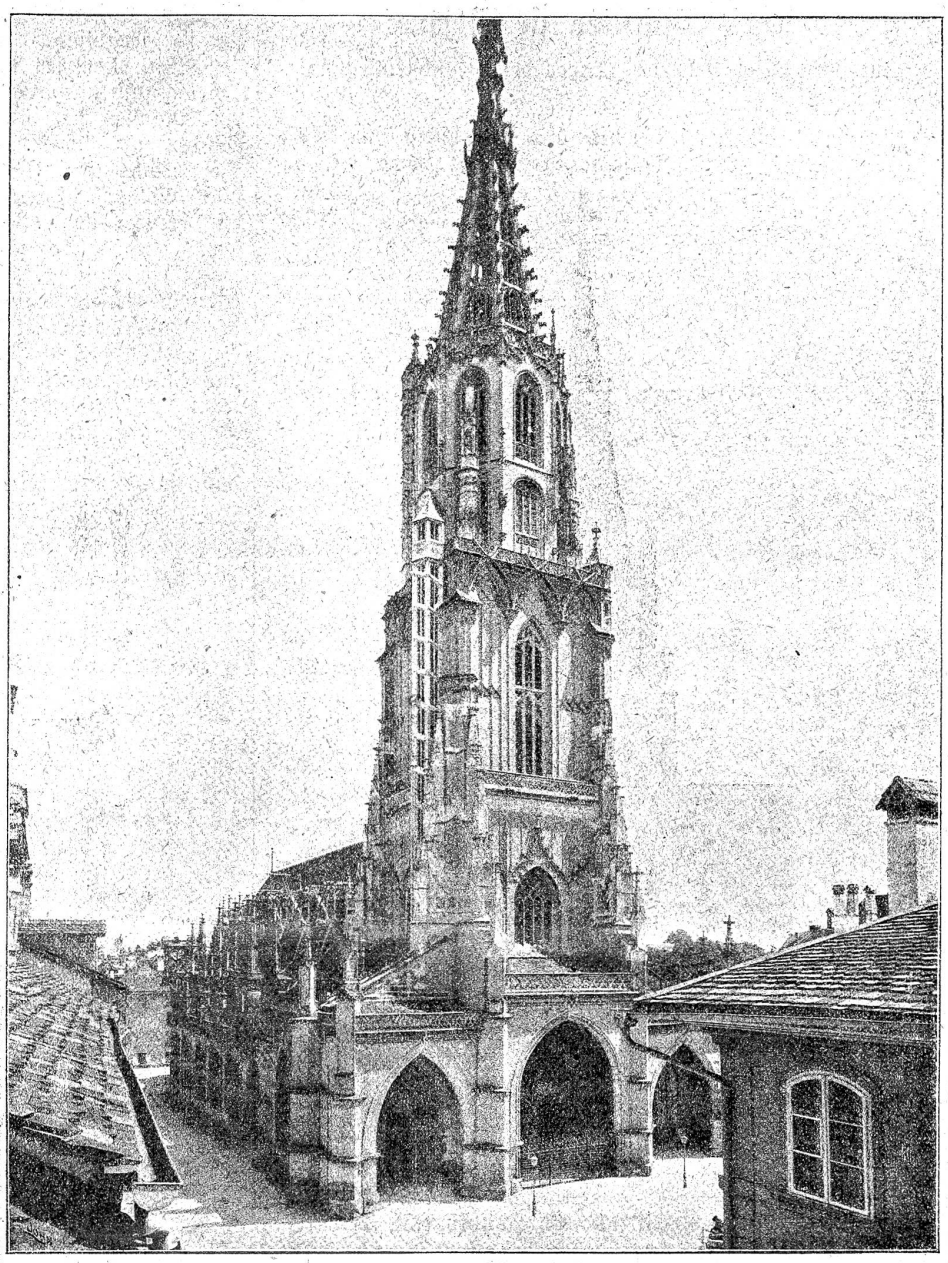
Ich lächelte ihm ein wenig unbeholfen und schüchtern zu. Dann war er weg und ich blieb allein; wieder erwachte die Sorge, was wohl am Nachmittag zu tun sei. Und kaum tauchte die Sorge auf, so war auch der Plan fertig: „Tannzapfensuchen im Oberrindsbergwald."

Tannzapfensuchen. Der Wald lag ja voll davon, und wenn ich jede Woche einen einzigen Sack voll heimschleppte, so heizten wir fast den ganzen Winter damit. So tat ich es vordem. So konnte ichs weiter tun. Fünf Batzen kriegte ich für den Sack. Der Großvater war nicht geizig. Aber heute lief ich den Tannzapfen nicht um der fünf Batzen willen nach.

Ich lag hoch über dem Tal im Sonnenschein. Hinter mir gipfelte der Wald grün und goldbraun mit schwankenden Kreuzspitzen in der hellen Bläue. Die breiten Aeste rauschten und warfen wohl zuweilen einige unhörbar sanft rieselnde dürre Nadeln herab. Sie knisterten fein in den grünwallenden Zweigen und sanken lautlos ins Moos.

Aber ich sah nicht Wald und Himmel hinter mir, sondern die Weite zu meinen Füßen, den Wiesenhang, die schwankende Breite des wogenden Korns und in der kleinen Mulde inmitten der Wiesen die graue Kappe eines Schindeldaches. Sie deckte flammend braune Wände fast ganz zu.

(Fortsetzung folgt.)



Das Berner Münster. Zur 500-Jahresfeier der Grundsteinlegung am 11. März.